



Abend:

Zeitung.

211.

Sonnabend, am 3. September 1842.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma

Verantwortl. Redakteur: K. G. Th. Winkler (Th. Hell).

### Neue natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

„Ja,“ werden Sie mir nämlich sagen, „diese Möglichkeit der Vorhersagung einer Sonnenfinsterniß nach Tag und Stunde und der Bestimmung des Weges, den die dunkle Mondscheibe dabei vor der hellen Sonnenscheibe vorbei nimmt und sie uns solchergestalt allmählig verdeckt, nun auch eingeräumt; wie geht es denn zu, daß sich die Erscheinung für verschiedene Orte der Erde so verschieden darstellt? Hier in Dresden z. B. oder in Berlin u. s. w. ward es doch während der Sonnenfinsterniß kaum finster: wir sahen die Mondscheibe zwar wohl auch in (oder vor) der Sonne; aber es blieb doch von der hellen Scheibe der Letzteren noch so viel unverdeckt, daß man die kleinste Schrift sehr gut dabei lesen konnte.“

In Wien dagegen, zum anderen Beispiele, hat sich der Tag in Nacht verkehrt.“ Die Finsterniß ist dort,

\*) Ueber den, ganz mit den Ausführungen des H. Opponenten übereinstimmenden Ausfall der Erscheinung zu Wien erhalten wir eben die nachstehende vorläufige Mittheilung:

„Wien, den 8. Juli. Die Aussichten des gestrigen Tages stellten sich für die Beobachtung der Sonnenfinsterniß von hier aus nicht günstig. Der Himmel war ganz bezogen. Um so erfreuter erwachte ich heut um 4 Uhr bei heitrem Himmel. In dem botanischen Garten waren Instrumente zur Beobachtung ausgestellt, und durch die Güte der Herren v. Littrow und v. Endlicher erhielt ich Zutritt und Theilnahme an denselben.

nach Ihrer Art sich auszudrücken, total gewesen, und man hat, wie auch von früheren Ereignissen dieser Art erzählt wird, die Hand nicht vor den Augen sehen können. Es ist doch merkwürdig vom Monde.“ . . .

Ich höre diese Einwendung auch nicht aus, so we-

Die Zeit des Eintritts und Austritts der Verfinsternung stimmte mit der astronomischen Vorberechnung überein. Doch ist darüber noch die genauere Angabe der Herren v. Littrow und Schumacher abzuwarten, welche gleichzeitig hier beobachteten. Die Lichtstärke nahm nach den von mir angestellten photometrischen Beobachtungen so ab, wie es bei dem Uebergang in vollkommene Dunkelheit der Fall ist. Das Thermometer sank während der Totalfinsterniß von  $9,6^{\circ}$  auf  $7,4^{\circ}$  Reaumur, und erhob sich nachhero rasch wieder. Während dieser Totalfinsterniß, die etwa zwei Minuten währte, war ich nicht im Stande, die Thermometeranzeigen abzulesen. Der Schatten bewegte sich mit schauerlicher Hast über die Hügel und die Stadt hin. Von der rings umher auf dem Walle versammelten Menschenmenge gewahrte man plötzlich durch das Auge nichts mehr. Doch ein lauter Jubelruf begrüßte von allen Seiten den so erakten Eintritt des erhabenen Phänomens, und erhöhte das Wunderbare der Stimmung, in die man für den Augenblick sich versetzt sah. Der Temperaturwechsel war für das Gefühl noch empfindlicher, als nach den Thermometeranzeigen zu erwarten war. Die rothe Strahlung um den Mondkörper wurde von allen Beobachtern durch die verschiedenen Fernröhre wahrgenommen. Die Strahlen, anschießenden Kristallen vergleichbar, gingen zentrisch auseinander, hatten bestimmte Abgrenzung und beharrliche Lage. Die Farbe soll nacheinander weiß, violett und roth gewesen seyn. Ich beobachtete sie nur im schönsten Hellpurpur. Reizbare Pflanzen (Mimosa sensitiva und dergleichen) welche Hr. v. Endlicher hatte ausstellen lassen, haben keine merkbare Wirkung der Lichtabwesenheit gezeigt, obwohl sie sich sonst schon bei eintretender Dämmerung zu schließen pflegen.“

nig wie die obige meiner Freundin, sondern bitte den geehrten Opponenten, sich einmal die von der Sonne beleuchtete Erdkugel zu versinnlichen. Diese Beleuchtung trifft natürlich nur die halbe Kugel, welche wir uns, ebenfalls lediglich Behufs der Erleichterung der Vorstellung, zu einer Kreisscheibe zusammengedrückt denken wollen, über deren Mittelpunkt die Sonne lothrecht stehen soll, wie sie denn doch über irgend einem Punkt der Tageshälfte der Erdkugel immer stehen muß. Nun ist die Sonne bekanntlich sehr weit von uns entfernt; und diesem allgemein Bekannten füge ich die spezielle Bemerkung hinzu, daß der Abstand der Sonne von der Erde so ungemein groß ist, daß alle zu ihr führenden Gesichtslinien von jener eben durch sie beleuchteten Halbkugel oder der derselben am Durchmesser gleichen, eingebildeten Kreisscheibe der Erde, als parallel unter einander betrachtet werden können. Wo also auf dieser Kreisscheibe, von welcher ich hinten nochmals Anwendung machen werde, oder auf dieser „Tag-Halbkugel“ der Erde, ein Beobachter auch immer stehen möchte, so würde er doch eine Sonne, gleichsam seine Sonne über sich sehen, wie man sich z. B. in einer noch so langen Allee, der Sonne immer gerade gegenüber sieht, man mag nun an einer Stelle dieser Allee, wo es auch sey, stehen. Letztere Bemerkung hat schon ein Jeder meiner Leser selbst gemacht, weshalb ich mich darauf auch ganz besonders stütze: ein Jeder von Ihnen hat gesehen, daß in einem solchen Falle einem jeden Baume gleichsam eine eigene Sonne entspricht; und gerade hiervon hängt für die beabsichtigte Verdeutlichung des Vorganges Alles ab, so daß ich diesen Umstand nicht genug hervorheben kann. Nicht also verhält es sich dagegen aber mit dem die Sonne verdunkelnden, verdeckenden Monde: er ist uns, wenn er auch in seiner weitesten Entfernung, also verdeckend, zwischen sie und uns tritt, immer noch an vierhundert Mal näher als die Sonne.\*) Stellen wir uns auf der beschriebenen als Kreisscheibe, (als platt) gedachten, eben der Sonne zugekehrten Halbkugel der Erde eine von einem Randpunkte bis zum diametral gegenüberliegenden anderen Randpunkte reichende Linie, und an jedem der beiden Enden derselben einen Beobachter vor, so wird zwar der eine wie der andere von ihnen, im obigen Sinne, noch seine „eigene“ Sonne über sich sehen; der Mond dagegen ist dazu zu nahe: wenn er auch so stände, daß er dem

\*) Die beiläufige Entfernung der Sonne von der Erde zu 20 Millionen, des Mondes von der Erde zu 50000 Meilen angeschlagen.

einen Beobachter gerade seine Sonne ganz verdeckte, so würde ihn doch der andere Beobachter noch weit, weit, vor der seinigen erblicken, und diese völlig frei von ihm, völlig unverdeckt, unverdunkelt sehen können. Man überzeugt sich also schon und zwar ganz augenscheinlich, daß es auf der, der Sonne zugekehrten Halbkugel der Erde Standpunkte giebt, von wo aus zwei Beobachter, obwohl sie den Mond und die Sonne zugleich Beide über dem Horizonte haben, der eine doch eine totale Finsterniß, der andere aber ganz gleichzeitig (im nämlichen physischen Momente) gar keine Finsterniß (den Mond ganz außerhalb der Sonne) sieht. Und wenn man sich nun hiernächst ferner zwischen diesen beiden äußersten Beobachtern, d. h. also zwischen der vom Monde ganz und gar nicht verdeckten Sonne, noch mehrere andere, längs derselben Standlinie vertheilte Beobachter vorstellt; so muß man sich wieder eben so leicht überzeugen, daß, da auch von diesen ein Jeder — um im Gleichnisse zu bleiben — seine „eigene“ Sonne, den Mond aber nur näher oder weiter von (mehr oder weniger vor) derselben wahrnimmt, von einem Standpunkte aus etwa eine Verdeckung der Sonne zur Hälfte, vom andern aus zum dritten Theile &c. &c. gesehen wird. Das ist also gar nicht wie bei einer Mondfinsterniß: bei dieser taucht sich der Mond in den Erdschatten ein, verliert dadurch wirklich sein Licht ganz oder theilweis, und muß also von allen Beobachtern vollkommen gleich verfinstert gesehen werden, wie z. B. eine blanke Metallscheibe, welche ich zur Hälfte mit einem schwarzen Flore umbände, wodurch das Eintauchen in den Schatten sehr gut repräsentirt wird, genau zur Hälfte schwarzdunkel erscheinen würde, ich möchte sie aus einem Standpunkte, von wo sie ganz zu sehen wäre, betrachten, aus welchem ich wollte. Hinge ich die noch ganz blanke Scheibe, um diese vielleicht noch willkommnere Versinnlichung jetzt auf die Sonne auszudehnen, aber etwa an die Zimmerwand, und in einiger Entfernung davon eine solche Scheibe, (sey sie etwa gleich groß) von schwarzem Flor, welche nun den dunkeln Neumond vorstellt; so würde zwar einem Auge, welches so gestellt wäre, daß es beide Scheiben gerade vor sich hätte, das blanke Metall ganz vom schwarzen Flore verdeckt erscheinen; — andere Beobachter, rechts und links, würden aber nach Maßgabe ihrer Entfernung, nur eine theilweise oder auch gar keine Verdeckung der blanken Scheibe durch die Florscheibe (der hellen Sonne durch den uns eben seine dunkle Halbkugel zuwendenden Neumond), d. h. gar keine Sonnenfinsterniß (die Sonnenscheibe ganz frei) erblicken. Dieß Beispiel spricht so

vollkommen an, daß ich bei der Anwendung desselben auf die Erscheinung vom 8. Juli, zunächst die aufgeworfene Frage: warum die Finsterniß in Wien u. s. w. total, in Berlin, Dresden, nur partial erblickt worden sey? als dadurch vollständig beantwortet ansehen darf: die Wiener hatten beide Scheiben gerade sich gegenüber; die Berliner und Dresdener standen so viel weiter nördlich, daß sie bei der dunklen Mondscheibe vorbei noch ein Stückchen (eine Sichel, weil Kreis-scheibe vor Kreis-scheibe trat) von der hellen Sonnenscheibe sehen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

### Macready.

Der berühmte Schauspieler Macready, der schon früher, als er dem Covent-Garden-Theater vorstand, eifrig bemüht war die dramatische Kunst auf eine höhere Stufe zu heben, übernahm zu Anfang der gewöhnlichen Schauspielzeit im vorigen Winter das Drury-Lane-Theater, das in den letzten Jahren in tiefen Verfall gerathen war und durch gemeine Schaufstellungen entweiht wurde. Trotz der großen Schwierigkeiten, welche der traurige Zustand der Bühne — verfallene Logen, morscher Fußboden, von Motten zerfressene Garderobe, verdorbene Dekorationen — ihm entgegenstellten, ging er mit muthiger Hoffnung an die Aufgabe, diese Bühne wieder „würdigen dramatischen Darstellungen zu weihen,“ wie er öffentlich aussprach. Er hielt Wort, und wie früher in Covent-Garden, wurden auch hier mehrere Stücke von Shakespeare unter seiner Leitung und Mitwirkung vortrefflich gegeben, in dem ursprünglichen Text des Dichters und ohne störendes Schaugepränge, und unter neuen Leistungen zeichnete sich besonders die Bearbeitung von Aëis und Galathee mit Händel's Musik durch geschmackvolle scenische Anordnung aus. Die Schwierigkeiten, womit er zu kämpfen hatte, waren aber so groß, daß er sie durch alle aufgewandten Mittel nicht ganz überwinden konnte, und die Bühne schon im Mai, vor der gewöhnlichen Zeit, schließen mußte. Nach der letzten Vorstellung (Othello) sprach Macready zu der zahlreichen Versammlung, und nachdem er gesagt hatte, daß er neue Anstrengungen und neuen Aufwand machen müsse, um die gerechten Erwartungen des Publikums zu erfüllen, setzte er hinzu: „Es wird aber denjenigen, die den glücklichen Erfolg dieses Unternehmens wünschen, erfreulich seyn, zu erfahren, daß die dießjährigen Ergebnisse, trotz allen ungünstigen Umständen keinen Anlaß zum Kleinmuth geben; sie haben in der That meine

Hoffnung gestärkt und befestigen meinen Glauben an die Lebenskraft des englischen Dramas, des edelsten, das die Welt gesehen hat. Shakespeare's Name hat noch seine ganze Zaubermacht, und wir haben bewiesen, daß wir eine National-Musik besitzen, welche die Besucher eines National-Theaters befriedigen kann. Aus den Zeichen der Vergangenheit ziehe ich günstige Vorbedeutungen für die Zukunft, und sollte ich die Leitung dieser Bühne behalten, so werde ich ohne Muth und Hoffnung im Mindesten sinken zu lassen mich bestreben, die Absichten, mit welchen ich das Werk begonnen, in dem vollsten Umfange auszuführen und dabei immer als den Leitstern meines Wirkens den Gedanken im Auge behalten, daß die ausschließende Bevorrechtung einer Bühne ein Auftrag ist, die Interessen der dramatischen Kunst und den Vortheil des Publikums zu befördern.“

### Der literary fund.

Vor Kurzem feierte unter dem Vorsitze des Prinzen Albert ihr dreiundsunzigjähriges Stiftungsfest die wohlthätige Gesellschaft The literary fund, deren Zweck die Unterstützung bedrängter Gelehrten ist. „Gedeihen diesem Vereine, der in keinem Lande seines Gleichen und auf unsere wärmste Theilnahme Anspruch hat, da er der Noth derjenigen abhilft, welche nur den Drang des Geistes fühlend und jede andere Rücksicht vergessend, die große Bahn verfolgen, die Menschheit zu bilden und Kunst und Wissenschaft zu fördern.“ So sprach der Prinz, als er seinen Trinkspruch ausbrachte. Unter anderen Gesundheiten galt auch eine dem König von Preußen, der einen Jahresbeitrag von 100 Pfund Sterling giebt. Einzelne Zweige der Wissenschaft und Kunst wurden gleichfalls durch Trinksprüche geehrt, die an die Namen geachteter Schriftsteller geknüpft wurden, z. B. „Henry Hallam und die Geschichtschreiber!“ „Thomas Moore und die Dichter!“ „James und die Novellisten!“ „Tolstour und die Dramatiker!“ „Washington Irving und die Literatur der vereinigten Staaten!“ Die Gesamtsumme der Jahreseinnahme betrug 1100 Pfund Sterling, worunter die Königin Victoria mit 100 Pfund. Während eines halben Jahrhunderts hat der Verein 27,828 Pfund Sterling zu seinen wohlthätigen Zwecken verwendet und gegen 1000 Personen unterstützt. L.

Auflösung der „Dreißybler als Toast“ in Nr. 203.

G e s u n d h e i t.

## Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

### Korrespondenz-Nachrichten.

#### Aus Hannover.

„... glücklich aber Derjenige, welcher diesen Tum-  
melplatz des Egoismus ruhig und als eine ihm gestellte  
Aufgabe betrachten kann, daraus ein großes Lebensbild  
zu entwickeln; glücklicher vielleicht der, welcher leichteren  
Blutes darüber hinweg lächelt, das Gute freundlich hin-  
nimmt, und von allem Uebrigen die Ueberzeugung hegt,  
daß es vergänglich sey.“ Bei dieser alten Redensart legen  
wir das alte Buch zur Seite, und verlieren uns in alte  
und neue Betrachtungen alter und neuer Zeiten. Es ist  
uns nicht darum zu thun, ein großes Bild zu entwickeln.  
Das macht sich schon von selbst, und ob wir lächeln kön-  
nen, das hängt von Umständen ab, die außer unserer  
Berechnung liegen. — So wissen wir auch nicht, ob wir  
den Ausspruch eines Franzosen ernst- oder scherzhaft neh-  
men müssen, der einmal gesagt haben soll: „Hannover  
ist ein trister Ort.“ Den Franzosen ist niemals zu trauen,  
wenn sie von oder über Deutschland sprechen: den durch-  
reisenden Deutschen freilich eben so wenig! Warum sollte  
Hannover denn auch triste seyn? Es hat seine Blumen-  
gärten und seinen Wald; es hat sein Theater, seine Som-  
mer- und Winter-Konzerte; seine Kunstausstellungen  
und Kammerverhandlungen, seinen Nord und Selbst-  
mord, seine Klubs, Vereine, Zeitschriften und Zeitzei-  
ter. Die neuliche Sonnensinsterniß haben wir ebenfalls gehabt.  
Zuweilen kommen sogar fremde Geister hierdurch, z. B.  
Guszkow. Außerdem hat jeder Einwohner noch seine  
ihm eigenthümliche Physiognomie, kurz — wir sehen, der  
Franzose hat wieder einmal, wie gewöhnlich, ein Wort  
obenhin gesagt. Jedenfalls hat er das Schützenfest nicht  
gesehen! Der nämliche Sturm, welcher im Halberstadt's-  
chen so furchtbar zerstörend wüthete, hat auch hier man-  
ches Unheil angerichtet, sogar einen Maurergesellen vom  
Gerüst herabgeschleudert und getödtet. Auf dem Schü-  
zenplaze waren bereits Zelte und Buden errichtet und  
mit Konsumtibilien versehen. Der Sturm warf Alles  
über den Haufen, und der Wein floß in Strömen unter  
den Trümmern. Indessen war am 3. Tage, dem Beginn  
des Festes, von der Zerstörung nichts weiter zu sehen,  
auch ergab sich nirgends ein Mangel an Getränken. Die  
Karoussells dreheten sich so lustig, wie in alten Tagen, die  
Tanzenden desgleichen. Bei dem Allen hat aber dieses  
sogenannte Volksfest außerordentlich viel an Glanz und  
Heiterkeit verloren. Am schönsten soll es vor Jahren in  
Herrnhäusen gewesen seyn, wo einmal der Streit um  
das Eigenthum einer Melone unter sehr zahlreicher und  
geputzter Tischgesellschaft einen wirklich imposanten Cha-  
rakter erkämpft haben muß, da Blumenhagen ihn der  
Berewigung in einer Erzählung, „die Melonenschlacht“  
würdig hielt. Dergleichen Poetisches wird dem armen  
Menschengeschlechte nur selten von jenem Gott vergönnt,  
den die Alten noch nicht kannten und dessen Namen wir  
nicht auszusprechen wagen. Wie übrigens die Stadt sich  
schon seit Jahren in Unionen, Erholungen, Harmonien  
u. s. w. einpferchte, so geschieht's auch draußen auf dem  
Schützenplaze, wo jeder Bürger nach seiner Farbe und  
Qualität einem besonderen Zelte einverleibt ist. Wir finden  
das löblich: Jeder weiß, wohin er gehört. Ueberhaupt  
sollte man solche Absonderungen nicht, wie so häufig ge-  
schieht, mit allerlei Waffen bekämpfen. Sie sind in der Na-  
tur des zivilisirten Menschen begründet; sie machen sich  
ganz von selbst, und haben ihr Gutes schon insofern, als sie  
einen bestimmten, festen Racecharakter entwickeln. Wo  
Alles durcheinander wimmelt, gehört Keiner sich selbst.  
Der Hamburger Brand hat auch hier die regste

Theilnahme hervorgerufen. Hannover ist mit der Hanse-  
stadt durch vielfache Verzweigungen eng verbunden, und  
wäre das auch nicht der Fall, so ist als ein schöner Zug  
stets der liebevolle, zu kräftiger Hülfe bereite Sinn der  
Hannoveraner hervorzuheben, wofür u. A. die Inten-  
tion unserer Landstände zeugt, welche der furchtbar  
heimgesuchten Stadt 100,000 Thaler aus der Landeskasse  
zuwenden wollte. Die Regierung hat den desfallsigen  
Antrag begründend abgelehnt und auf die Sammlungen  
in Haus und Kirche verwiesen. Der Magistrat der Re-  
sidenz hat sofort nach dem Brande 1000 Stück Pistolen  
nach Hamburg gesandt, auch sind die Hausammlungen  
reichlich ausgefallen, und, wie wir vernehmen, haben  
besondere Vereine ebenfalls nach Verhältnis ansehnliche  
Summen aus ihren Mitteln, zunächst für bestimmte  
Zwecke, beigesteuert. Einzelne Stimmen besorgen frei-  
lich auch hier, wie überall, es dürfte leicht zu viel ge-  
schehen. Wenn es nun möglich wäre, daß wirklich eine  
ganze Million mehr nach der unglücklichen Stadt flöße  
als sie nöthig hätte, wäre dann zu viel geschehen? Wir  
meinen, die Leute sollten besser rechnen können. Freilich  
ist gleichzeitig im Hannoverschen hier und dort durch Feuer  
Unglück angerichtet, und es mag seyn, daß so einem Orte  
um etliche Thaler weniger zu Hülfe kommen: gewiß aber  
sind es nur etliche Thaler, oder wir müßten uns in den  
Mitteln und dem Mildthätigkeitsinne der Hannoveraner  
durchaus geirrt haben. Die Hand auf's Herz! Ihr wer-  
det um keinen Groschen ärmer, denn wir sehen, Euer  
Haushalt geht den alten Gang und Euer Vergnügen des-  
gleichen, wenn Ihr den für Hamburg hergegebenen zehn  
Thalern noch fünf Thaler für Hannoversche Abgebrannte  
hinzufügt, und das ist noch gar nicht einmal das rechte  
Verhältnis. — Auch bespöttelt und bekämpft man die noch  
stets in Büchern, Brochüren, Blättern und Bildern sich  
häufende Brandliteratur. Warum? Dergleichen ist ganz  
in der Ordnung! Wir haben eine Sammlung dieser Ers-  
cheinungen angelegt: sie ist, so weit wir reichen konnten,  
vollständig. Nirgends aber finden wir Ueberflüssiges;  
Eins ergänzt das Andere; in dem Unbedeutendsten finden  
wir Besonderes, und ungeachtet der Masse sehen wir doch  
immer noch Lücken rücksichtlich einzelner Ereignisse, Cha-  
rakterzüge, neuauftauchender Liebhabereien und derglei-  
chen. Zu den Letzteren gehört auch die eines Zimmerge-  
sellens, der sich die Aufgabe gestellt hatte, alle möglichen  
Pfeifenköpfe durch jedes Mittel zusammenzubringen. Er  
hatte davon auch eine große Kiste voll; sogar Thonpfei-  
fen fanden sich darin, als die Polizei einen wißbegierigen  
Blick in den Thesaurus warf. Hier in Hannover hat  
übrigens der Hamburger Brand die Folge gehabt, daß,  
als kürzlich in der Nacht Feuerlärm entstand, die Men-  
schen, obgleich aus dem ersten festesten Schlaf erwacht,  
doch unbegreiflich schnell zur Hand waren. . . .

Unser Grunert, welcher gegenwärtig in Hamburg  
gastirt und namentlich in Berners „Weihe der Kraft“  
das Publikum als Luther fesselt, hat uns nun für immer  
verlassen. Wir beklagen den Verlust dieses denkenden  
Künstlers, wenn wir auch in manchen seiner Darstellun-  
gen uns nicht mit der Auffassung befreunden konnten.  
Der denkende Künstler giebt es zur Zeit aber nicht viele,  
und mittelmäßig giebt Grunert keine seiner Rollen.  
Möge stets ein freundliches Geschick ihn begleiten! Wel-  
chen Erfolg der Herbst uns bieten wird, wissen wir mit  
Entschiedenheit noch nicht zu sagen. Wohl aber dürften  
wir manches Neue hoffen, und überhaupt auf glänzende  
Feste vielfacher Art, wenn Ihr freundliches Osterreich uns  
ein neues Diadem sendet.

(Fortsetzung folgt.)